

Neurohistorie. Ein neuer Wissenschaftszweig?

Dieter Langewiesche/Niels Birbaumer, Neurohistorie. Ein neuer Wissenschaftszweig? (Pamphletliteratur; Bd. 6), Berlin (Vergangenheitsverlag) 2017, 140 S., 14,99 €

Als Urszene für den vorliegenden Essay dient ein Vortrag des Mediävisten Johannes Fried von 1998 zum »Veil of Memory«. Die Neurowissenschaften hatten auf Fried wie ein »Schock« gewirkt und ihn zu einem grundsätzlichen Überdenken und zu Umsturzplänen für Methoden und Quellengrundlagen der Geschichte veranlasst. An seinen neurobiologisch begründeten Reformvorschlägen arbeiten sich der Historiker Dieter Langewiesche und der Neurowissenschaftler Niels Birbaumer im vorliegenden Band zu großen Teilen ab. Für ihren durchwegs unaufgeregten Beitrag zur Debatte ist nicht so sehr der Syntheseanspruch des Titels, sondern das Fragezeichen im Untertitel charakteristisch. Die Autoren schreiben gegen einen »Ressort-imperialismus« der Neurowissenschaften an und plädieren für eine enger und konziser gefasste Kooperation mit der Geschichte. Frieds Vorschlag für eine »historische Memorik« entlarven sie als Suche nach einer biologisch-physikalischen Grundstruktur im Hirn, die den positivistischen Anspruch hat, Erinnerungsunschärfen zu beseitigen und Quellen in Beweise zu verwandeln. Dieses von Fried angestrebte *Reverse Engineering* hin zu einer ursprünglichen, unverformten Wahrheit erledigen die Autoren mit Leopold von Ranke: Der Geschichte könne es heute nicht mehr darum gehen, festzustellen, »wie es eigentlich gewesen sei«.

Während die Kritik an Fried über weite Strecken einleuchtet, bietet der Rest des Bandes, so erfrischend er auch daherkommt, selbst Anlass zu kritischem Nachhaken. Sorgfältig gegen übertriebene Erwartungen im Zuge des Neuro-Enthusiasmus argumentierend, skizzieren die Autoren ein Zusammenwirken der beiden Disziplinen, bei dem

keine sich als Leitwissenschaft hervortun, sondern sich beide methodisch und theoretisch befruchten sollten. Diese Symbiose einer *Neurohistorie* scheint jedoch so symbiotisch nicht, bleibt es doch in erster Linie die Geschichte, die neurowissenschaftliche Erkenntnisse integrieren soll und nicht, oder nur sehr beschränkt, umgekehrt. Neben den im Buch erwähnten Arbeiten von Daniel Lord Smail gäbe es jedoch auch neuere wissenschaftshistorische Forschungen, die eine kritische Neurowissenschaft anregen könnten, welche so auch historisch zu denken beginnen würde. Nach Arbeiten zu erkenntnis- und bildgenerierenden Verfahren werden in diesem Feld nun Fragen zur Biologisierung und Naturalisierung des Menschen und zur *Mind-Brain-Debatte* aufgeworfen sowie neurologische Exklusionsmechanismen problematisiert.

Zentral für den Essay ist nicht so sehr die oft diskutierte Frage der Willensfreiheit, sondern der Fokus auf die Erinnerung, genauer, auf die Frage der Wahrheit unseres Erinnerungsvermögens. Erinnerung funktioniert demnach als Brücke zwischen den Neuro- und Geschichtswissenschaften: Historische Quellen sind, so die Autoren, stets an wahrnehmende Akteure und durch diese auch linear an Erinnerung geknüpft. Damit ist zunächst die Frage der subjektiven Perspektive angesprochen (hier mit Chladenius »Sehepunkte« genannt). Jedes Wahrnehmen sei perspektiviert und von strukturellen Faktoren geprägt. Menschliches Handeln – und dieses stellen die Autoren in den Vordergrund – werde von den Geschichtswissenschaften bereits seit längerem als sozial und kulturell konditioniert und historisch spezifisch verstanden. Die neurologische Prägung eines jeden solle in diesen Fächern nun als weitere Konditionierung von Faktoren, die das Subjekt ausmachen, mit berücksichtigt werden. Dies jedoch nicht als vorangestellte Primärstruktur, sondern als Teil eines weiten Feldes an Bedingungen, welche Handlungen beeinflussen. Weiter ist Erinnerung nicht nur subjektiv, sondern auch ein verformen-

der, umarbeitender Prozess. Dessen ist sich die Geschichtswissenschaft, wie die Autoren hervorheben, allerdings bereits seit der Gedächtnispsychologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts bewusst. Die in den Neurowissenschaften als »Rekonsolidierung« bezeichnete ständige Umarbeitung von Erinnerungen, diese Aktualisierung und Anpassung an neue Eindrücke, solle jedoch nicht dazu führen, dass das Gedächtnis wie beim Mediävisten Fried als »Betrüger« oder als »Gaukler« diskreditiert werde. Es gehe daher nicht so sehr darum, Ereignisse unverfälscht zu rekonstruieren, sondern diese immer schon als gedeutet und in Sinnbezüge eingeordnet zu betrachten.

Dies leuchtet zunächst ein und scheint vor allem darin zu münden, dass die Geschichtswissenschaften neurowissenschaftliche Wahrheitskategorien gar nicht so dringend benötigen, da Wahrnehmung, Erinnerung und in der Verlängerung auch historische Quellen bereits als perspektiviert und prozessual gefasst werden. Allerdings ist dem Argument der Autoren eine strukturelle Überblendung von Gedächtnis und Geschichte eingeschrieben: Zwar ist klar, dass sowohl die Geschichte als auch das Gedächtnis immerzu fort- und umgeschrieben werden, was die Autoren mit Reinhart Koselleck als »Aufschreiben, Fortschreiben, Umschreiben« fassen, und es ist ebenfalls wichtig, Erinnerungen als instabile, selektive, jedoch nicht falsche Größen zu begreifen. Geschichte ist allerdings nicht gleich Gedächtnis, und nicht jede Quelle ist in erster Linie Erinnerung. Die unterschiedliche zeitliche Distanz zwischen einem Ereignis und seiner Verschriftlichung und die Rolle, die unter anderem mediale Aufschreibesysteme dabei spielen, wurde in den letzten Dekaden vermehrt zum Thema historischer Forschung – man denke beispielsweise an den Begriff der »Übersetzung«, um die Verfertigung von Wissen vom Laborprotokoll bis zur autobiographischen Erinnerung zu fassen oder an *Oral History* im Kontrast zu zeitnah produzierten Verwaltungsakten. Geschichte lebt vielmehr geradezu von der

Abwesenheit der Vergangenheit, im Unterschied zur Erinnerung, welche diese stets neu wiederbelebt und aktualisiert. Anders als das kollektive Gedächtnis arbeitet die Geschichte mit Distanznahme und verschiedenen Flughöhen zur Analyse von Vergangenen, von der *longue durée* über Strukturen bis zur Fallgeschichte. Durch die Gleichschaltung des Erinnerungsprozesses mit der Geschichtsschreibung erscheinen beide bei Langewiesche und Birbaumer als naturalisierte, neurobiologische Vorgänge: Erinnerung funktioniert nach neurologischen Gesetzen, und wenn die Geschichte vor allem als Gedächtnis gefasst wird, ist auch diese neurologisch determiniert. Geschichte funktioniert analog zu neurologischen Erinnerungsprozessen, denn beide »kennen eine Form von Überschreibung des Alten, die Neues hervorbringt«. Dies trifft im Grunde auf alle Wissenschaften zu, da man bekanntlich auf den Schultern von Riesen steht, wird hier jedoch für die Geschichte qua Erinnerung auf einen überzeitlichen, naturalisierten Boden gestellt.

Ungeachtet dieser Kritikpunkte überzeugt vor allem der relativierende, Gemeinsamkeiten auslotende Gestus von Langewiesche und Birbaumer. Am Rande springen bei der Lektüre diskussionswürdige Details ins Auge: Welche Rolle spielt die Schriftlichkeit und weshalb waren es zunächst gerade Mediävisten, die sich mit Neurowissenschaften beschäftigten? Von welchen Subjektkonzeptionen gehen die beiden Zugänge aus? Sind wir seit der Dekade des Hirns zu »zerebralen Subjekten« (Vidal/Ortega, *Being Brains: Making the Cerebral Subject*, 2017) geworden und begreifen uns immer stärker als neurowissenschaftlich determiniert? Bruno Latour zumindest hat von einem Neurophilosophen berichtet, der in seiner Brieftasche anstelle eines Bildes seiner Ehefrau eine Computertomographie ihres Gehirns mit sich trug. Somit können beide Felder einander zunächst einmal als eine Art Fragegenerator und Problematisierungsfolie dienen.

MAGALY TORNAY (ZÜRICH)

Doing History

Sarah Willner/Georg Koch/Stefanie Samida (Hg.), *Doing History. Performative Praktiken in der Geschichtskultur (Edition Historische Kulturwissenschaften; Bd. 1)*, Münster (Waxmann) 2016, 258 S., 29,90 €

Ob es die berühmt-berüchtigten Mittelaltermärkte sind, auf die selbst verschlafene Provinzstädtchen nicht mehr meinen verzichten zu können, oder das allseits beliebte Wikingerlager, das mittlerweile auch als mehrwöchiger Selbsterfahrungstrip für ausgelaugte Top-Manager angeboten wird: Geschichte will offenbar zunehmend erlebt, gefühlt und körperlich wahrgenommen werden. Dieser Trend mag erstaunen und manchen auch irritieren, wissenschaftlich erforscht wurde er bisher recht wenig. Zwischen 2011 und 2016 stellte sich das von der Volkswagenstiftung finanzierte Kooperationsprojekt »Living History: Reenacted Prehistory between Research and Popular Performance« dieser Herausforderung. Forscher/innen unterschiedlicher Disziplinen untersuchten die Formenvielfalt von *Live Acts*, die sie im Sinne der Performanzforschung als individuelle wie kollektive Sinnstiftungen im Vollzug von Handlungen verstanden wissen wollen. Dieser konzeptionelle Rahmen prägt auch den hier zu rezensierenden Sammelband, der auf eine im Sommer 2014 im Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam durchgeführte Tagung zurückgeht. Die drei Herausgeber/innen des Bandes ordnen ihren Forschungsgegenstand der mittlerweile recht produktiven *Public History* zu, wollen darüber hinaus aber unter dem Label *Doing History* vor allem die performativen Praktiken in der Geschichtskultur in den Blick nehmen. Mit Verweis auf die Arbeiten von Andreas Reckwitz verstehen sie Praktiken als »distinktive routinisierte Bewegungen und Aktivitäten des Körpers«, die auf implizitem und explizitem Wissen beruhen. Inwiefern sich damit »Geschichte in ihrem praktischen Vollzug« analysieren lässt, bleibt ein wenig

vage. Als produktiver erweisen sich indes die drei Begriffspaare »Körper_Emotion«, »Erlebnis_Raum« und »Ding_Bedeutung«, die den Sammelband nicht nur strukturieren, sondern denen auch die insgesamt zwölf Beiträge zugeordnet sind.

Die ersten drei Aufsätze – von Juliane Brauer, Stefanie Samida und Sarah Willner – widmen sich der Körperlichkeit handlungsbasierter Geschichtsaneignungen. Während bei Juliane Brauer erlebnispädagogische Projekte zur Bewältigung diktatorischer Vergangenheiten kritisch reflektiert werden, steht bei Sarah Willner das archäologische Themenwandern in den Alpen als wissenskulturelle Praxis im Fokus. Beide Beiträge korrespondieren mit den stärker theoretisch ambitionierten Ausführungen von Stefanie Samida, die performative Praktiken in der ur- und frühgeschichtlichen Reenactment-Szene untersucht und ihre Erkenntnisse am Fallbeispiel eines nachgestellten Feldzuges gegen Germanen aus dem Jahr 213 illustriert. Die karnevalesk anmutende Veranstaltung zum 1800-jährigen Jubiläum des von Kaiser Caracalla durchgeführten Feldzuges dient Samida zur Erläuterung ihres in Anlehnung an die Arbeiten von Erika Fischer-Lichte entwickelten Forschungsansatzes. Unter den Leitbegriffen »Theatralität« und »Performativität« differenziert sie vier für die Deutung simulierender Geschichtsaneignungen relevante analytische Elemente: erstens die konkrete Aufführung als unwiederholbare Bedeutungskonstituierung, zweitens die situative, aber gleichwohl wiederholbare Inszenierung des historischen Bezugseignisses, drittens die leibliche Kopräsenz von Akteur/innen und Zuschauer/innen wie auch viertens die spezifischen Wahrnehmungsdimensionen leiblich-affektiver Erfahrungen der Akteur/innen. Dass diese Aspekte des Performativen für theatrale Geschichtsaneignungen wie die *Living History* konstitutiv sind, leuchtet unmittelbar ein, es bleibt allerdings zu fragen, welche Art von körperlich-emotionaler Erfahrung die Akteur/innen bei sol-

chen Reenactments tatsächlich machen und was ihre subjektive Erlebniswelt eigentlich mit Geschichte zu tun hat.

Der zweite Teil des Bandes umfasst insgesamt vier Beiträge, die unter dem Rahmenthema »Erlebnis_Raum« gebündelt sind. Während Frank Bösch der Beobachtung nachgeht, dass Menschen bewusst an öffentlichen Ereignissen teilnehmen, von denen sie annehmen, dass sie einmal geschichtsmächtig sein werden (»Geschichte in situ«), widmet sich Georg Koch in einem deutsch-britischen Vergleich den mittlerweile gängigen Reenactments in Fernsehdokumentationen und konkretisiert seine Beobachtungen an filmischen Darstellungen der Ur- und Frühgeschichte. Beide Beiträge beziehen sich auf einen vielschichtigen und nicht immer klar zu fassenden Erlebnisbegriff, den Bernhard Tschofen vor allem begriffsgeschichtlich auszuleuchten versucht. Tschofens nicht immer stringente Ausführungen münden letztlich in den Vorschlag, Geschichtskultur als eine *trading zone* zu verstehen, als einen Ort des Austausches und der Koproduktion von Wissen. Das ist nicht zuletzt deswegen interessant, weil auch andernorts Überlegungen angestellt werden, wie die Entstehung, Tradierung und Vermittlung historischen Wissens in geschichtskulturellen Kontexten funktioniert. Der Beitrag von Wolfgang Hochbruck soll hier positiv hervorgehoben werden. Am Beispiel des Amerikanischen Bürgerkrieges zeigt er eindrücklich die Entwicklung dramatisch-performativer Formate, die sich bis zum historischen Bezugsereignis selbst zurückverfolgen lassen. Im Übergang von einer Veteranenkultur zum nachstellenden Spiel bis hin zur öffentlichkeitswirksamen Großinszenierung konstituiert sich seit mehr als 150 Jahren eine Präsenz des Bürgerkrieges, die vor allem durch ihre generationellen Dynamiken und Tradierungen geprägt ist und die einmal mehr darauf verweist, wie unverzichtbar eine explizit generationengeschichtliche Sicht auf geschichtskulturelle Phänomene ist.

Der dritte Teil des Bandes trägt den Titel »Ding_Bedeutung« und umfasst insgesamt fünf Beiträge. Im Zentrum stehen dabei die materielle Kultur und der Umgang mit ihr im Rahmen simulierender Geschichtsaneignungen. Anja Dreschke beschäftigt sich mit den zwischen Karnevalsverein und Reenactment changierenden »Kölner Stämmen«, die sich den Lebenswelten von Awaren, Tataren, Hunnen, Mongolen und Indianern verschrieben haben. Noch skurriler erscheinen die von René Gründer untersuchten »Heidnischen Gemeinschaften«, die sich von neopaganen Ritualinszenierungen eine spirituelle Erfahrung erhoffen und so die Grenze zwischen rituellem Spiel und religiösem Erlebnis aktiv durchbrechen. Die jeweiligen Mechanismen der Wissensproduktion spielen hierbei wie auch bei dem Beitrag von Sven Kommer, der die überaus aktive Mittelalterszene ins Zentrum seiner Betrachtung stellt, und bei Miriam Sénécheau, die am Beispiel der Sonnenwendfeier im Berliner Grunewald-Stadion 1933 die auf emotionale Evidenz zielenden Authentifizierungsstrategien nachzeichnet, eine zentrale Rolle. Da *Living History* im Spannungsfeld zwischen Erlebnis, Ritual und Spiel anzusiedeln ist und dabei gleichzeitig den Anspruch erhebt, die jeweiligen Bezugskontexte »authentisch« nachzustellen, kommt den materiellen Objekten und Artefakten eine immense, in erster Linie eine authentifizierende Bedeutung zu. Unabhängig davon, ob es sich tatsächlich um Originale handelt, dienen sie dazu, die Verbindung von Gegenwart und Vergangenheit zu imaginieren und diesen Bezug körperlich-sinnlich erfahrbar zu machen. Mads Daugbjerg nennt das überzeugend »epistemische Autorität«. Er zeigt am Beispiel von *Civil War Reenactments*, wie durch materielle Objekte, inszeniertes Spiel und eine präparierte Landschaft Authentizität suggeriert wird, was mit der mehr oder weniger latenten Behauptung einhergeht, diese Form der Geschichtsaneignung sei dem herkömmlichen Buchwissen über Geschichte

an Anschaulichkeit und Identifikationspotential weit überlegen.

Insgesamt hinterlässt der Band den Eindruck, dass es in diesem Forschungsfeld noch viel zu untersuchen und zu analysieren gibt. Die zwölf Beiträge liefern hierfür bereits zahlreiche Anstöße und Einblicke. Die thematische Vielfalt ist ebenso anregend wie eindringlich, vor allem wenn es darum geht, die Facetten dieses geschichtskulturellen Phänomens in seiner ganzen Bandbreite abzubilden. Mit den Kategorien »Körper_Emotion«, »Erlebnis_Raum« und »Ding_Bedeutung« benennen die Herausgeber/innen drei zentrale Strukturelemente ihres Untersuchungsgegenstandes, auch wenn nicht alle Beiträge diesen konzeptionellen Anspruch einlösen. Gleichwohl erweist sich dieser Zugriff als analytisch sinnvoll, da er eine Vielzahl von Deutungsangeboten anregt, die es nicht nur zu lesen, sondern auch zu diskutieren lohnt.

ULRIKE JUREIT (HAMBURG)

The Experience of Common Soldiers in Old-Regime Europe

Ilya Berkovich, Motivation in War: The Experience of Common Soldiers in Old-Regime Europe, Cambridge (Cambridge University Press) 2017, 280 S., 22,99 £

Vormoderne Armeen seien zwar im Gegensatz zu den Armeen des 19. Jahrhunderts Freiwilligenarmeen gewesen, die Werbung der untersten Gesellschaftsschichten habe jedoch auf Zwang beruht und auch danach habe der Zwang die Soldaten in den Truppen gehalten. Gegen diese etwas ältere Lehrmeinung schreibt Berkovich mit seiner Studie über die Motivation von Soldaten des 18. Jahrhunderts an. Gerade der Kampf in Linienformation stellte an die Soldaten hohe Anforderungen, was der Frage nach der Motivation, sich als Soldat nicht nur anwerben, sondern auch in Schlachten einsetzen zu lassen, durchaus Gewicht verleiht.

Überraschend und durchaus inspirierend ist der Bezug auf Theorien und Studien zum Kampfverhalten im 20. Jahrhundert, welche vor allem die Bedeutung von informellen Gruppen betonen, die sich im alltäglichen militärischen Leben bildeten und dazu führten, dass man für seine Kollegen kämpfte.

Berkovich kombiniert verschiedene Modelle zur militärischen Motivation zu einer drei-mal-drei Matrix: Drei Typen von *compliance* (der Begriff ist wohl am besten mit *Gefügigkeit* zu übersetzen), nämlich Zwang, Verdienst und Normen (*coercive*, *remunerative* und *normative*) werden zu drei Zeitpunkten (Rekrutierung, Dienst und Schlacht) untersucht. Das Modell ist an sich plausibel, allerdings umfasst es meines Erachtens nicht alle relevanten Motive. Wo etwa soll der Wunsch, dank Militärdienst Reiseerfahrung zu sammeln, untergebracht werden? Die Erkenntnisse der neueren Migrationsforschung könnten hier komplexere Erklärungen anbieten, die das vorliegende Modell leider nicht berücksichtigt.

Die Arbeit basiert auf einer großen Anzahl von meist edierten Selbstzeugnissen. Insgesamt dominieren aber doch einige wenige Texte die Arbeit. Obwohl Berkovich durchaus differenziert, welchen Einfluss Intentionen und zeitliche Distanz auf die Texte hatten, gibt er einen »positivist approach« zu: »the statements of the authors are taken as they stand«. Leider geht der Autor nicht darauf ein, ob die Tatsache, schreiben zu können, die Stellung in der Armee und somit die Selbstzeugnisse beeinflusste. Etwas irritierend ist übrigens die Praxis, Fußnoten praktisch nur am Ende der Absätze zu setzen und damit die klare Zuordnung der Quellen zu verunmöglichen. Zudem wird dadurch zum Teil verschleiert, dass gewisse Aussagen nicht belegt sind (zum Beispiel die sinkende Kaufkraft von Soldatenlöhnen im 18. Jahrhundert).

Der gut strukturierten Einführung folgt ein nachvollziehbarer Aufbau: Zuerst wird die Bedeutung des Zwangs (als bisher dominantem Modell) anhand von Desertion

und Disziplin relativiert, danach untersucht die Studie die drei erwähnten Zeitpunkte und lässt dabei die *normative compliance* immer stärker in den Vordergrund treten. Das Kapitel über die Desertion zeigt vor allem auf, dass sie im 18. Jahrhundert über weite Strecken straffrei ausging – nur ein kleiner Anteil der Deserteure wurde erwischt, dann aber oft drakonisch bestraft. Gegen Ende des Jahrhunderts hätten sich mildere, aber auf einen größeren Anteil aller Deserteure angewandte Strafen als erfolgreicher erwiesen. Sogenannte »bounty-jumpers« nutzten Desertion aktiv als Mittel, um zu schnellem Geld zu kommen: Man ließ sich anwerben, erhielt Handgeld und desertierte umgehend. Berkovich schließt mit der Frage, weshalb angesichts des geringen Risikos nicht mehr Soldaten desertierten. Die militärische Disziplin sieht er als Verhandlungssache, wovon gerade auch Meutereien zeugten und die eher selten angewandten körperlichen Strafen im Kontext einer Gesellschaft, die körperliche Gewalt tolerierte. Die Soldaten hätten folglich die Disziplin akzeptiert und nicht als ungerecht angesehen, auch wenn sie sich in einzelnen Punkten gegen das »military system« wehrten.

Zur Motivation bei der Rekrutierung stellt Berkovich anhand von Werbeaffichen fest, dass Aspekte dessen, was er die institutionelle Seite der Armee nennt, überwiegen: Materielle Aspekte traten gegenüber schönen Uniformen und einer »language of gallantry and patriotism« in den Hintergrund. Auch nach der Werbung seien die Rekruten gut umsorgt worden und man habe ihnen vertraut, abgesehen von einzelnen Ausnahmen. Armut allein wird als unzureichende Erklärung angesehen, Rekruten hatten oft eine »predisposition for military service«, auch Reiselust spielte eine Rolle. Ein Stück weit wird hier *ex negativo* die Rolle der *normative compliance* begründet: Weil Bezahlung sowie Beute und auch der Zwang die Rekrutierung von Soldaten nicht zu erklären vermögen, müssen andere Faktoren, eben die normative Ebene, herhalten.

Eine sogenannte »counter-culture of honour« dient im nächsten Kapitel als Erklärung, weshalb die Soldaten im Dienst blieben. Berkovich beschreibt, wie selbst widerwillige Soldaten (etwa der bekannte Ulrich Bräker) erfolgreich in eine Militärkultur sozialisiert wurden und sich selbst als »tapfere« Soldaten beschrieben, die nicht zuletzt die gewünschte Körperhaltung annahmen. Ob sie wirklich deswegen nach ihrer Heimkehr nicht mehr erkannt wurden, wie der Autor behauptet, sei dahingestellt. Eher scheint mir dies ein beliebter Topos zu sein. Anhand von Duellen und dem Verhalten gegenüber Frauen soll anschließend die Rolle der Ehre (welche Berkovich etwas unscharf nach innerer und äußerer differenziert, wobei letztere in »mini-honour-groups« gepflegt worden sei) aufgezeigt werden. Soldaten werden dabei mit modernen »gang members« verglichen und hätten, auch dank der »corporate identity«, »happiness in their military life« gefunden.

Abschließend kommt Berkovich auf die Motivation in der Schlacht zu sprechen, die zweiseitig sei. Nebst der tatsächlichen Situation auf dem Schlachtfeld und dem individuellen Umgang mit der Situation habe die Vorbereitung auf die Schlacht eine große Rolle gespielt. Die Entscheidung des Autors, auf Ersteres nicht einzugehen, ist schwer nachzuvollziehen; es kommt der Verdacht auf, dass die Quellen hier eine andere Perspektive einnahmen, als die vom Autor verfolgte. Gerade die Schlachterfahrung könnte sich meiner Ansicht nach sehr gut eignen für die Untersuchung, ob normative Vorstellungen wirklich so wichtig waren. Zentrale Faktoren des zweitgenannten Aspekts seien zweierlei: einerseits die Wahrnehmung von nationalen Stereotypen und die Rezeption von »official dispatches or uplifting sermons«, andererseits die sozialen Beziehungen innerhalb der Truppe. Die Kleingruppe wird erneut erwähnt, ebenso die meist guten Beziehungen zu den Offizieren, zu denen die Soldaten häufig in einem Patronage-Verhältnis standen. Die soziale Kontrolle und

das soziale Netzwerk erscheinen so als die Faktoren, welche die Männer zum Kämpfen brachten. Als Fazit hält Berkovich deshalb fest: »This study argues that those who fought, survived and stayed in the ranks did so willingly«.

Mit dem Ausblenden der eigentlichen Schlachtsituation verliert Berkovich allerdings wichtige Faktoren aus dem Blick. So etwa die Frage nach der Angst: Wer Bräkers Selbstbezeichnung als »braven Soldaten« anführt, sollte seine Darstellung der Schlacht von Lobositz und die darin zum Ausdruck gebrachte Angst auch erwähnen. Zudem wird gerade im letzten Kapitel zur Schlachtsituation zu wenig reflektiert, wie die Rezeption von patriotischen Ansprachen und offiziellen Schlachtbeschreibungen in (zeitlich oft weit entfernten) Selbstzeugnissen zu interpretieren ist. Es ist zumindest zweifelhaft, ob sie Ausdruck einer Internalisierung ist, die schon im Dienst stattgefunden hat.

Die größte Lücke in der Studie ist meines Erachtens aber die Frage nach der Gewalt. Das Faszinosum am Soldatendasein ist ja gerade das Erleiden und Ausüben von stumpfer Gewalt (sei es in der Schlacht, und damit verbunden mit Todesgefahr, sei es gegenüber der Zivilbevölkerung). Sie ist es, welche die Frage nach der Motivation von Soldaten ihre Brisanz gibt. Gewalt praktisch auszublenden, sowohl erlittene und mehr noch ausgeübte Gewalt, reduziert den Wert dieser Studie beträchtlich. Über Gewalt wurde oft lakonisch oder gar nicht berichtet, und doch ist sie in den Quellen sicher präsent – zumindest durch ihre Abwesenheit. Dies müsste unbedingt zum Thema gemacht werden und stände dann wohl in scharfem Kontrast zur etwas gar zu idyllischen Sicht vom Soldatendasein in den letzten zwei Kapiteln der Arbeit.

Die Gewalt ist es auch, welche die »pre-disposition« in ein neues Licht rückt. Die soldatische Haltung war ja ein ganz gezielt erstelltes soziales Konstrukt nicht zuletzt mit dem Ziel, Gewaltausübung zu fördern. Dennoch ist die Hauptthese des Buches,

dass das soldatische Leben und der Beruf des Soldaten durchaus ihre Attraktivität hatten, nicht einfach von der Hand zu weisen, denn: Welche Alternative haben wir, um die Tatsache zu erklären, dass eben viele Leute doch hingingen, wenn Krieg war?

BENJAMIN HITZ (BASEL)

Studentische Schulden in Jena 1770–1830

Sandra Salomo, Die Ökonomie des knappen Geldes. Studentische Schulden in Jena 1770–1830 (Kleine Reihe; Bd. 49), Köln/Weimar/Wien (Böhlau) 2016, 438 S., 37 Abb., 55,00 €

Sandra Salomo untersucht in der vorliegenden Studie ein außergewöhnliches Kredit-system. Die Ökonomie des Studiums brachte für die meisten Studenten der Universität Jena (Salana) im untersuchten Zeitraum (1770 bis 1830) neben den akademischen Herausforderungen auch die Auseinandersetzung mit Krediten mit sich. Das von der Autorin detailliert beschriebene Kredit-system weist im Vergleich zu den Privatkrediten der Stadtbevölkerung Jenas markante Unterschiede auf. Die Studierenden unterstanden auch in Kreditfragen der akademischen Gerichtsbarkeit. Sie waren damit Teil einer rechtlich exkludierten Gemeinschaft, die dennoch mit einem breiten Personenkreis innerhalb und außerhalb Jenas in teilweise kreditbasierte Interaktionen trat. Es war Studenten verboten, Bargeld zu borgen und ihnen gewährte Kredite durften nicht verzinst werden. Bei der Finanzierung ihres Studiums waren sie vor allem auf familiäre Unterstützung angewiesen. Diese wurde ihnen häufig in Form von vor Ort in Bargeld einzulösenden Wechseln gewährt. Kam es zu Konfliktfällen, nahm die Salana »die Rolle der richtenden Vermittlerin zwischen den Interessen der kreditgebenden städtischen Bevölkerung Jenas und der sich borgenden Studenten« ein. Im Zweifelsfall entschied diese mit Rücksicht auf ihr Ansehen bei zu-

künftigen Generationen von Studierenden eher zugunsten der Studierenden. Jena beschreibt Salomo im Untersuchungszeitraum als Stadt im Umbruch, die seit 1558 einen wirtschaftlichen Wandel hin zur Hochschulstadt vollzog und deren etwa 3.750 Einwohner (um 1800) »turbulente Zeiten« erlebten.

Ihrem Untersuchungsgegenstand nähert sich die Autorin nach eigener Aussage aus einer wirtschaftsgeschichtlichen Perspektive, die auch sozial- und kulturhistorische Aspekte berücksichtigt. Ihre grundlegenden Forschungsfragen beziehen sich auf die »handelnden Personen« und den »Grund der kreditbasierten Wirtschaftsbeziehungen«. Ferner beabsichtigt die Studie, »die zeitgenössischen Stigmata über die beteiligten Akteure ... neu zu bewerten«. Zeitgenössisch galten die Studenten als disziplinos und in Haushaltsfragen komplett unerfahren, weshalb sie vor zur Verschwendung verführenden Kreditgebern zu schützen seien.

Die Autorin verortet ihre Arbeit im Kontext der Universitätsgeschichtsschreibung und bezieht sich auf den entsprechenden Forschungsstand. Ihre auf einer beeindruckenden Quellenarbeit basierenden Forschungsergebnisse sind jedoch auch für eine umfassendere Kreditgeschichte von großem Interesse. Das auf die Einleitung folgende zweite Kapitel beschreibt die Studien- und Lebenshaltungskosten sowie den finanziellen Handlungsspielraum der Jenaer Studenten. Im dritten Kapitel untersucht Salomo die Bedeutung von Schulden im Selbstverständnis der Studenten und wie sich diese im Untersuchungszeitraum veränderte. Das vierte Kapitel ist dem studentischen Schuldenwesen im Rahmen der Rechtsnorm gewidmet und macht deutlich, dass die Studenten bei der Kreditvergabe anderen Rahmenbedingungen ausgesetzt waren als die sonstigen Bewohner Jenas. Das fünfte Kapitel liefert interessante quantitative Daten zu den Kreditoren und Debitoren und ihren jeweiligen Beweggründen. Im anschließenden Kapitel vergleicht Salomo die studentischen Schulden mit den Privatkrediten der städtischen

Bevölkerung. Um zu klären, welche Folgen über das Studium hinausgehende Schulden für Universitätsabgänger hatten, untersucht Salomo im achten Kapitel exemplarisch vier entsprechende Biographien.

Die Ökonomie des Studiums stellte nicht nur die Finanzen vieler Studenten auf eine Belastungsprobe, sondern resultierte aufgrund der rechtlichen Sonderstellung und der großen ökonomischen Bedeutung der Universität für Jena auch in außergewöhnlichen Wirtschafts- und Kreditbeziehungen. Studien von Craig Muldrew und anderen haben belegt, dass frühneuzeitliche Gesellschaften weitestgehend auf einer Kreditökonomie basierten und Bargeld nur eine untergeordnete Rolle spielte. Die mit dem Studium verbundenen Kosten hingen von vielen Faktoren ab und waren für die Studenten und die sie finanziell unterstützenden Familien meistens nicht vorhersehbar. Auch die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts florierenden finanziellen Ratgeber und Budgetlisten lieferten lediglich grobe Anhaltspunkte für die Budgetierung. Über die 300 Taler, die schätzungsweise für ein einjähriges Studium an der Salana aufzubringen waren, verfügten wenige Studenten. Dementsprechend mussten zwischen 1820 und 1825 rund 40 Prozent der Studenten zur Deckung der Studien- und Lebenshaltungskosten auf Kredite zurückgreifen. Dabei sollte berücksichtigt werden, dass die aus verschiedenen Quellentypen bestehenden »Schuldenakten« nicht alle ökonomischen Transaktionen wiedergeben, wie die Autorin festhält. Auswärtige Studierende, fast 60 Prozent der Lernenden, waren für Universität und Stadt ein entscheidender Wirtschaftsfaktor. Sie waren deutlich zahlungskräftiger als ihre Kommilitonen. Nur rund 10 Prozent der »Landeskinder« waren uneingeschränkt zahlungsfähig, hingegen beinahe 30 Prozent der auswärtigen Studenten. Zudem betrug der Anteil komplett zahlungsunfähiger Studierender bei »Landeskindern« fast 20 Prozent und bei Auswärtigen nur etwas mehr als 10 Prozent. Diese Erkenntnisse

bestätigen die in der Forschung bekannte These der »armen Landeskinder« des ernestischen Sachsens.

Die zeitgenössische Stigmatisierung der über ihre Verhältnisse lebenden Studenten sowie der verführenden Kreditgeber muss laut Salomo revidiert werden. Die Studierenden griffen vor allem zur Deckung der Alltagskosten auf Kredite zurück. Allerdings wurden ausstehende Schulden als ernstzunehmende Gefahr für ihre (Familien-)Ehre betrachtet. Die Verantwortung bei finanziellen Transaktionen lag weitestgehend bei den Kreditgebern. Diese hielten die ab 1817 eingeführten und nach unterschiedlichen studentischen Bedürfnissen unterteilten Kreditrahmen mehrheitlich ein. Wiederholt hält die Autorin fest, dass die Zahlungsmoral der Studenten nicht von einer »Ständeskultur auf Zeit« beeinflusst wurde, wie es Marian Füssel in Bezug auf das deviante studentische Gewaltverhalten im Köln des 17. und 18. Jahrhunderts beschrieben hat. Entgegen der Selbstinszenierung in Liedern und Stammbüchern waren die finanziellen Interaktionen der Universitätsbesucher also nicht darauf ausgerichtet, sich als Kollektiv abzugrenzen.

Aus einer allgemeineren Perspektive der Kreditgeschichte stellt sich abschließend die Frage nach den Funktionsbedingungen der von Salomo analysierten außergewöhnlichen »Ökonomie des knappen Geldes«. Welche Rolle spielten dabei Kreditbeziehungen? Auf das vorhandene studentische Kreditbedürfnis reagierten lediglich 4,3 Prozent der erwachsenen Bevölkerung Jenas. Es gab keine Reziprozität, Studenten traten nicht als Kreditgeber auf. Die Autorin liefert überzeugende Gründe für den geringen Anteil der Kreditgeber aus der städtischen Bevölkerung: Zwei Drittel der Einwohner Jenas gehörten der finanziellen Unterschicht an, die kurze Verweildauer der Studenten barg ein besonderes Risiko, die akademische Gerichtsbarkeit konnte Rückzahlungen erschweren, die wenigsten Studenten boten Sicherheiten, die Erhebung von Zinsen war verboten und

schließlich wurden je ein Drittel der vor Gericht eingeklagten Rechnungen nur teilweise oder gar nicht beglichen. Auch wenn der lokale Markt fast ausschließlich auf die Hochschule ausgerichtet gewesen sein mag, darf die von Salomo konstatierte »groß[e] Bedeutung der kreditbasierten Wirtschaftsinteraktion zwischen den Jenaer Universitätsbesuchern und den städtischen Einwohnern« in Frage gestellt werden. Für die meisten Stadtbewohner barg die Kreditvergabe an Studenten wohl ein zu hohes Risiko. Die Fülle der eindrucksvollen quantitativen Daten in der vorliegenden Studie suggeriert, dass die »Ökonomie des knappen Geldes« in der Hochschulstadt Jena zwischen 1770 und 1830 auch dank der relativ finanzkräftigen auswärtigen Studenten und Geldgeber und trotz großer Unsicherheit bei den Kreditbeziehungen funktionierte. Die wenigen, vor allem der Mittelschicht angehörigen, städtischen Gläubiger (Handwerker und Wirte) gewährten eine große Anzahl an Krediten, womit sie sich vermutlich einen Wettbewerbsvorteil verschafften.

ERIC HÄUSLER (BERN)

97

Walfänger und Küstengesellschaften 1770–1920

Felix Schürmann, Der graue Unterstrom. Walfänger und Küstengesellschaften an den tiefen Stränden Afrikas, 1770–1920 (Globalgeschichte; Bd. 25), Frankfurt a. M. / New York (Campus) 2017, 682 S., 48 Abb., 59,00 €

Die Forschungen zum afrikanischen Kontinent erleben in den letzten Jahren eine Konjunktur. Während lange Zeit die Publikationen zum Sklavenhandel und zu afrikanischen Gesellschaften im Kontext der Sklaverei in den Amerikas dominierten, sind in jüngster Vergangenheit vermehrt Studien zu registrieren, die sich den globalen Verflechtungen des Kontinents seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert zuwenden. Dabei fühlen sich die Historiker_innen in der

Regel der Forderung Frederick Coopers aus dem Jahre 2005 verpflichtet: Sie hinterfragen beziehungsweise denken, wie es in der deutschsprachigen Übersetzung heißt, Kolonialismus. Entsprechend nimmt die neueste, historisch orientierte Afrika-Forschung subalterne und außereuropäische Akteure in den Blick, versteht diese als gestaltende Akteure der kolonisierten Welt und sucht dadurch, bestehende, eurozentrierte Narrative aufzulösen. Gemein ist den Studien, dass sie sich in diesem Prozess einer Reihe von Herausforderungen gegenübersehen, die tiefergehender theoretischer wie methodischer Reflexionen bedürfen: (1) In vielen afrikanischen Gesellschaften überwogen eher mündliche denn schriftliche Traditionen. Das Vergangene wurde also stets durch zusätzliche Vermittlungen überliefert, gefiltert und transformiert. (2) Ferner waren afrikanische Akteure in Beziehungsgeflechte von kolonialen Interaktionen und Netzwerken eingespannt. Den Geflechten begegneten die Akteure mit mobilen Praktiken, die mit modernen Vorstellungen von globaler Konnektivität nicht zu fassen sind.

Felix Schürmann stellt sich in seinem kürzlich erschienenen Band *Der graue Unterstrom* diesen Herausforderungen und meistert sie, soviel sei vorweggenommen, mit Bravour. Der Afrika-Historiker macht in seiner Studie den Hochsee-Walfang amerikanischen Stils an der West- und Ostküste Afrikas und den vorgelagerten Inseln zum Untersuchungsgegenstand. In acht Fallstudien spürt er der mobilen Praxis des Walfangs im langen 19. Jahrhundert nach und erkundet die Folgen und Nebenfolgen, die der Kontakt mit nordamerikanischen Walfängern für afrikanische Gesellschaften an der Küste sowie für die maritimen Handels- und Kommunikationswege um den afrikanischen Kontinent hatte. Seine Argumentation webt Schürmann, der vor allem an der sozialen Praxis von Akteuren interessiert ist, um zwei Gruppen: um Afrikaner wie Afrikanerinnen und um die Seeleute der Walfänger. Seinen Titel, *Der graue Unterstrom*,

wählt der Autor durchaus programmatisch. Unterströme definieren in der Seefahrtssprache für gewöhnlich Ströme, die entgegen der Oberflächenströmung zirkulieren und somit einen Gegenstrom zum Vertrauten und Sichtbaren konstituieren. Auch in seiner Studie geht Schürmann einem solchen Unterstrom nach, der entgegen der »Hauptströme« der Erzählungen um die europäische Expansion, den transatlantischen Sklavenhandel und den Kolonialismus operierte. Aus seinem Tauchgang in den Unterstrom entwickelt er ein Narrativ »abseits des dichotomistischen Schwarz und Weiß, der Täter- und Opfergeschichten«, die die Geschichtsschreibungen um den afrikanischen Kontinent häufig prägen. Dieses Narrativ charakterisiert die Farbe grau, die die Haut vieler Wale zeichnet und zugleich die Grauzonen und Pluralitäten von temporalen, kulturellen und räumlichen Bezugssystemen durchzieht, denen Schürmann in seiner Studie begegnet.

Ansätze wie die *entangled history* oder die *Histoire croisée* postulieren, unser historisches Verständnis von global-räumlichen Verflechtungen zu schärfen; den Ansprüchen gerecht werden die Studien aber nicht immer. Schürmann erkennt und benennt diese Problematik und entscheidet sich für einen beweglichen Beobachtungsmodus, um die räumlichen Dimensionierungen der mobilen Praktiken seiner Akteure zu erfassen. Jede seiner Fallstudien konzipiert er als mikrohistorisch perspektivierte Untersuchung der Beziehungen von Schiffsleuten und Küstengesellschaften und folgt dem Kurs der Walfänger um Afrika, nach Walvis Bay, Namibia, Delagoa Bay, Mosambik, Saint Augustin, Madagaskar, Port Louis, Mauritius, Cabinda, Angola, Annobón, Äquatorialguinea und Brava, Kapverden. Schürmann fokussiert also das Partikulare im Mobilien und nähert sich seinen Akteuren mit einer Vielgestaltigkeit von Quellen. In seinem Repertoire finden sich Logbücher, Tagebücher, Reiseberichte, Memoirenliteratur, Briefe, Aufzeichnungen von Konsulaten

sowie Zeitungsartikel aus Tages- und Wochenzeitungen.

Schürmanns Befunde sind bemerkenswert. Am Beispiel von Walvis Bay zeigt er detailliert, wie an den Stränden des heutigen Namibias aus ersten Kontakten zwischen Seeleuten und der ǀAonin-Bevölkerung ein begrenzter Kontaktraum entstand. In diesem Raum etablierte sich zwischen Walfängern und lokalen Akteuren der Viehhandel, der später eine Orientierung des Hinterlandes auf die Küste bewirkte und letztlich den Ausbau maritimer Handels- und Kommunikationsnetze um die Bucht begünstigte. Weniger gravierend sieht Schürmann den Einfluss der Seeleute an anderen Küsten Afrikas, unter anderem in Delagoa Bay. Hier richteten die lokalen Akteure, namentlich die rivalisierenden Ronga-Staaten, ihre Handelsbemühungen eher am Elfenbein denn am (Proviand-)Handel mit den Walfängern aus. Die gelegentliche Verproviantierung von Walfängern bedeutete hier freilich einen Verstoß gegen das von den Portugiesen beanspruchte Handelsmonopol und sorgte für erhebliche kolonialpolitische Spannungen.

Für die Kapverden veranschaulicht Schürmann eindrucksvoll, wie die sozialen Nebenfolgen des Walfangs langfristige, transatlantische Beziehungsgeflechte hervorbrachten. Im Zeichen von Armut, Hunger und drohendem Militärdienst heuerten im späten 18. Jahrhundert kapverdische Männer auf amerikanischen Walfängern an. Zwar konstatiert der Verfasser temporäre Anmusterungen auch an anderen Küsten Afrikas. Im Raum des westafrikanischen Archipels wuchs die Zahl der Rekruten jedoch stetig, sie beförderte langfristige Arbeitsverhältnisse kapverdischer Seeleute auf amerikanischen Walfängern und verselbstständigte sich letztlich in einer Migrationsbewegung kapverdischer Männer nach Neuengland. In der Folge transportierten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts – losgelöst vom Walfang, aber auf dessen Spuren – so genannte *Packet-Boats* tausende Frauen, Angehörige, Freunde und Nachbarn von Seeleuten über

den Atlantik. Erst die restriktivere amerikanische Einwanderungspolitik des 20. Jahrhunderts setzte der kapverdischen Migration ein Ende.

Am Beispiel der kapverdischen Seeleute manifestiert sich Schürmanns Interesse für die »Passagen«, das heißt für die Etappen auf den Ozeanen zwischen Auslaufen und Heimkehr, für das Leben an Bord und auf Landgang. Den Alltag zu See beschreibt er über den Begriff der »totalen Institution«: Räumlich waren die Schiffe klar hierarchisch strukturiert, vom systematischen Gebrauch von Gewalt und andauernder körperlicher Schwerstarbeit beherrscht sowie durch Mangelernährung und die permanente Gefahr tödlicher Krankheiten und Unfälle gezeichnet. Die Seeleute selbst begreift der Historiker als entindividualisierte, mobile Arbeiter, die zumeist weiß und jung waren, wenig maritime Erfahrung vorweisen konnten und vornehmlich aus finanziellen Motiven auf den Schiffen anheuerten. Hinzu kam zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine erhebliche Anzahl afroamerikanischer Seeleute. Das Erfahren und Handeln der Seeleute wurde dabei, so Schürmann, weniger von den sozialen und kulturellen Eigenheiten der verschiedenen Mannschaftsteile, sondern vielmehr von den Logiken, Gesetzen, Dynamiken und Zwängen des Walfangs bestimmt.

Schürmann legt nicht nur eine monumentale Studie zum Hochsee-Walfang amerikanischen Stils vor, er schärft darüber hinaus unser Verständnis der transatlantischen respektive ozeanischen Lebenswelten und Verflechtungen im langen 19. Jahrhundert. Äußerst »macklich«, also »seemännisch gut gehalten« manövriert Schürmann im beweglichen Beobachtungsmodus entlang der Küsten Afrikas und löst sein Versprechen der Akteurszentrierung vollends ein. Trotz eines Umfangs von über 600 Seiten bleibt die Lektüre der Studie kurzweilig. Schürmann überzeugt sowohl mit elegantem Stil als auch mit konziser Narration, denkt den Kolonialismus neu und setzt Maßstäbe, an

denen sich zukünftige Arbeiten der Globalgeschichte messen müssen.

ANDREAS HÜBNER (LÜNEBURG)

Christen in Korea 1894–1954

You Jae Lee, Koloniale Zivilgemeinschaft. Alltag und Lebensweise der Christen in Korea 1894–1954 (Religion und Moderne; Bd. 7), Frankfurt a.M. (Campus) 2017, 323 S., 39,95 €

100

Der Mann Adam sei »ein Hohlkopf«, deshalb habe Gott ein reiferes Wesen, die Frau, erschaffen, um seine Schöpfung zu korrigieren. Auf diese für eine katholischen Theologin recht eigenwillige Weise legte Yu Yöng Pok (1911–2001) die Schöpfungsgeschichte aus. Der Tübinger Koreanist und Historiker You Jae Lee hat die privat nachgelassenen Aufzeichnungen Yus ausgewertet und sie in die Geschichte des koreanischen Christentums eingeordnet. Sie sind in ihren feministischen Aussagen radikal. In ihrer Eigenständigkeit fallen sie aber nicht völlig aus dem Rahmen, sondern stehen paradigmatisch für die Selbstmissionierung und die liminale Stellung des Christentums im kolonisierten Korea der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

In der Vogelperspektive der Globalgeschichte sind die großen Konfliktlinien des 19. und 20. Jahrhunderts klar zu erkennen, manchmal zu klar. Dies ist der Ausgangspunkt von You Jae Lees Arbeit über das Christentum in Korea vom chinesisch-japanischen Krieg 1894, in dem sich Japan die Herrschaft über die koreanische Halbinsel sicherte, bis zur Ermordung bzw. Ausweisung der letzten katholischen Missionare aus dem sozialistischen Nordkorea 1954. Diese Geschichte kulturellen Kontakts lässt sich, so Lee, nicht als Auseinandersetzung des Westens mit dem »Rest der Welt«, als europäische Kolonialgeschichte mit einer beherrschenden und einer beherrschten Gesellschaft erzählen. Das ergibt sich schon aus

der triadischen Konstellation zwischen dem kolonisierten Korea, der japanischen Kolonialmacht und der intensiven Einflussnahme westlicher christlicher Missionen. Zudem betont Lee die Selbst-Christianisierung Koreas seit dem 18. Jahrhundert über Kontakte nach China und im 20. Jahrhundert durch Konvertiten, die als Prediger, Lehrer, Priester und Nonnen missionierten.

Den Handlungsräumen für koreanische Christen, die aus dieser Konstellation erwachsen, geht Lee mit einem alltagsgeschichtlichen Ansatz nach, den er für eine lokal fundierte Globalgeschichte fruchtbar machen möchte. Seine wichtigste These ist dabei, dass das Christentum, das in Korea durchaus als Manifestation der westlichen Moderne wahrgenommen wurde, auf eine besondere Weise rezipiert und damit lokalisiert wurde. Konversion diente dazu, eine kulturelle Leerstelle zu füllen und eine neue Form der gruppenspezifischen Gemeinschaftsbildung zu ermöglichen, nachdem die alte feudale Ordnung des vor- und frühmodernen Korea zum Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend zerfallen war. Insofern war die christliche Mission eine Alternative zu den autoritären Modernisierungsangeboten des japanischen Kolonialismus. Wichtig ist für Lee der genaue Blick auf die Entstehung und die Praktiken der lokalen, christlichen Gemeinden. Sie bildeten für ihn den Ursprung entstehender »kolonialen Zivilgemeinschaften«. Diese religiösen Zusammenschlüsse, so Lee, bildeten eine eigene gesellschaftliche Sphäre alternativ zur nicht vorhandenen Zivilgesellschaft und zur kolonialen politischen Gesellschaft. Hier entstanden Handlungsräume für Koreaner jenseits traditioneller sozialer und familialer Hierarchien und der Kolonialherrschaft, die allerdings – dies betont Lee – nicht konflikt- oder hierarchiefrei waren und teilweise eher Weltabwendung als gesellschaftliches Engagement bewirkten.

Der Arbeit ist ein Kapitel zur sozialen und politischen Geschichte Koreas im 19. Jahrhundert vorangestellt. Im Untersuchungsteil

thematisiert Lee protestantische (Kapitel 2 bis 4) wie katholische Christen besonders im Norden Koreas (Kapitel 5 bis 9). Die Kapitel zum Protestantismus verfolgen die Debatten um die protestantische Zivilisierungsmission als Alternative zur kolonialen Modernisierung, wenden sich dann der Gemeindebildung als sozialer Praxis zu und fokussieren schließlich die Politisierung der Gemeinden und die gleichzeitig zunehmende Tendenz zum religiösen Eskapismus. Die Untersuchung der katholischen Mission ist in fünf Abschnitte aufgeteilt: die Missionskonzeption der Benediktiner von St. Ottilien, die die Missionierung insbesondere Nordkoreas initiierten; die Praxis der Missionierung des männlichen und des weiblichen Zweiges dieses Ordens; die Stellung von Klerus und Laien zur Kolonialmacht und abschließend die Internierung der europäischen Missionare durch die sozialistischen Revolutionäre in Nordkorea (1949–54).

Die katholische Mission fügt sich nicht in gleicher Weise in das Bild der kolonialen Zivilgemeinschaft wie die protestantischen Kirchengemeinden, nicht zuletzt da die Benediktiner sehr viel Wert auf monastische Einrichtungen legten, Koreaner und Koreanerinnen in diese Frömmigkeitsformen integrierten und daher andere Formen der Gemeinschaft förderten. Während die Außenstationen, ähnlich wie die protestantischen Gemeinden, lokale Gemeinschaftsbildung anregten, dominierten in den zentralen Institutionen, den Schulen, dem Kloster und dem Priesterseminar, ein viel stärker hierarchisch und elitär ausgerichtetes Gemeinschaftsleben. Hier mussten sich koreanische Mönche und Priesterkandidaten der monastischen Disziplin und den europäischen Akteuren unterordnen.

Lee rekonstruiert europäische wie koreanische Missionspraktiken, indem er koreanische protestantische Zeitschriften und Publikationen sowie die Chroniken der katholischen Stationen und Klöster gegen den Strich liest und so die Wege, den Lebensraum und die Strategien der Missionare

freilegt. In Ermangelung an Überlieferungen lokaler Kirchengemeinden und Selbstzeugnissen koreanischer Akteure erweist sich dies als gangbarer Weg. Für die weibliche katholische Mission konnte Lee die Bestände der Benediktinerinnen-Abtei Taegu auswerten und auf Erinnerungen koreanischer und deutscher Nonnen zurückgreifen. Die koreanische Benediktinerin Im Maria etwa beschrieb ihre ersten Jahre im Kloster als Zeit der Freiheit, in der sie sich die Straßen und Häuser der Hafenstadt Wönsan erschloss und sich im Auftrag der Mission selbstbewusst in der Stadt und in den Familien bewegte. Wiewohl sich für einige Koreanerinnen Bildungskarrieren ergaben und sie beispielsweise in Seoul oder Japan zu Pädagoginnen oder Krankenschwestern ausgebildet wurden, verließ eine große Zahl wieder das Kloster. Die Ordnung des Frauenklosters war hierarchisch und im Bezug auf die propagierten Frömmigkeitspraktiken (Klausur, Selbstdisziplinierung, Opfertheologie) exzentrisch. Hinzukamen sprachliche Verständigungsschwierigkeiten, asketische Lebensweise, karge und obendrein europäische Ernährung, die Arbeit in der Ökonomie und im Haushalt der Mission. Dies alles ließ viele Kandidatinnen zweifeln, ob sich dieses sehr spezielle Modernisierungs- und Vergemeinschaftungsangebot für sie lohnte. Dennoch, so Lee, entwickelten Koreanerinnen wie Yu Yöng Pok oder Im Maria letztendlich distinkte, gemeinschaftszentrierte Deutungen katholischer Frömmigkeit, die sich von denen ihrer europäischen Kolleginnen unterschieden, in deren Mittelpunkt westliche Zivilisierung und individuelles Seelenheil standen.

Wie wenig synchron die Deutungen des Christentums zwischen koreanischen und europäischen Katholiken trotz des gemeinsamen Alltags in den Missionsklöstern waren, zeigte letztlich die politische Haltung der Missionsleitung. Trotz vorgegeblicher Neutralität stellten sich die europäischen Leiter der Mission gegen den nationalen Widerstand und suchten die Nähe zum ja-

IOI

panischen Kolonialregime. Nach der Unabhängigkeit galten die Katholiken denn auch als Kollaborateure. Ein wichtiger Teil der koreanischen Kirchengeschichte bemüht sich bis heute dieses Bild zu widerlegen. In diesen Rahmen ordnet Lee die Geschichte An Chung Küns ein. Der koreanische Katholik An verübte 1909 ein tödliches Attentat auf den japanischen Generalresidenten. An betrachtete sich als Kämpfer gegen die koloniale Unterdrückung. Von der katholischen Kirche wurde er exkommuniziert. Der Erzabt der Benediktinermission Weber, der 1911 nach Korea reiste und die einflussreiche katholische Familie Ans besuchte, setzte sich publizistisch mit den vermeintlich selbstsüchtigen Motiven Ans auseinander. Konterkariert wird diese Sicht von koreanischen Kriegsgefangenen in deutschen Lagern des Ersten Weltkriegs, deren patriotische Lieder auf An Bezug nahmen. Sie sind als phonographische Aufnahmen deutscher Ethnologen erhalten und jüngst wiederentdeckt worden.

Die Ereignisse und Prozesse, die You Jae Lee in seiner Untersuchung rekonstruiert, ebenso wie die Wege, die er dabei geht, werfen eine Reihe von Fragen für die Globalgeschichte auf. Lee legt in seinem Fazit das Gewicht auf die Umkehrung des Blicks hin zu den lokalen Christen und auf den Abschied von eurozentrischen Diffusionsmodellen sowie binären Vorstellungen von Herrschaft. Darüber hinaus zeigt die Studie, wie tiefgreifend die interdisziplinäre und transkulturelle Expertise eines Autors eine wenig beachtete Region für die Globalgeschichte erschließen kann. Durch den alltagsgeschichtlichen Zugriff und die Berücksichtigung der Fragestellungen koreanischer Nationalgeschichtsschreibung und Kirchengeschichte bleiben der Gegenstand und die regionale Geschichte sperrig genug, um nicht einfach von einer gleichsam manichäischen Vergleichs- und Verflechtungsmaschine verschlungen zu werden. Die Arbeit zwingt den Leser zu reflektieren, wie Globalgeschichte in ihren unterschiedlichen

Varianten der methodologischen Globalisierungsfalle entkommen kann – um nicht Prozesse und Verhältnisse nachträglich zu synchronisieren, Verflechtungen und Beziehungen herauszupräparieren, ohne deren Ausbleiben und deren Eigen-Sinn zu beachten.

RICHARD HÖLZL (GÖTTINGEN)

Hausmüll

Roman Köster, Hausmüll. Abfall und Gesellschaft in Westdeutschland 1945–1990 (Umwelt und Gesellschaft; Bd. 15), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2017, 438 S., 8 Abb., 24 Diagramme, 18 Tab., 65,00 €

Warum sich um das Weggeworfene sorgen? Folgt man zahlreichen Überschriften der 1970er-Jahre, war die Antwort eindeutig. Die Bundesrepublik drohte in Abfall zu ersticken: »Keine Rettung vor der Müll-Lawine?« (Die Zeit, 8.1.1971), »Die Müll-Lawine. Kehrseite des Wohlstands« (Der Spiegel, 29.11.1971) oder *Müllplanet Erde* (Hans Reimer, 1971) titelten Zeitungen und Autoren in den Jahren »nach dem Boom« (vgl. Anselm-Doering Manteuffel und Lutz Raphael, 2008). Der Wirtschafts- und Sozialhistoriker Roman Köster ordnet in seiner Monographie die Debatten um die »Wegwerfgesellschaft« an einer Schnittstelle von Wirtschafts-, Technik-, und Umweltgeschichte ein.

Köster folgt in seiner Untersuchung der These, dass sich das Abfallproblem nach dem Zweiten Weltkrieg »fundamental verändert« habe. Dieser Wandel zeichnete sich nicht nur durch die schiere Zunahme der Abfallmengen, sondern auch durch die veränderte Materialität des Mülls aus. Mehr Verpackungsabfälle und eine steigende Verwendung von Kunststoffen stellten dabei die größten Herausforderungen dar. Somit, so Köster, verlagerten sich die Ziele der Müllentsorgung weg von ihren städtehygienischen Prämissen des 19. Jahrhunderts und hin zu umweltge-

rechten und hochtechnologischen Lösungen während des 20. Jahrhunderts.

Der Band fußt auf einem breiten Literatur- und Quellenfundament diverser Landes- und Stadtarchive und entsprechender Bestände des Bundesarchivs in Koblenz. Es gelingt dem Autor, seine umfassende und exzellent recherchierte Studie sowohl innerhalb bisheriger Forschungen zur Geschichte des Mülls als auch in größeren historischen Kontexten – (Sub-)Urbanisierung, ›Wirtschaftswunder‹, Rationalisierung, Umwelt – zu positionieren.

Mit *Hausmüll* liegt nun die erste zeitgeschichtliche Monographie über Ursachen und Zusammenhänge moderner Müllprobleme vor, die für die deutschsprachige Forschungsdebatte grundlegend sein wird. Anders als in den USA, wo mit den Bänden von Susan Strasser (*Waste and Want*, 1999) und Martin Melosi (*The Sanitary City*, 2000 und *Garbage in the Cities*, 2005) bereits umfangreiche Arbeiten vorliegen, existieren hierzulande nur wenige dezidiert geschichtswissenschaftliche Untersuchungen, wie die wertvollen Aufsätze Heike Webers (vgl. z. B. »Zur Materialität von Müll«, 2015 oder »Von wild zu geordnet?«, 2014).

Roman Köster verfolgt die Geschichte des Abfalls entlang von vier Vektoren: der steigenden Müllmenge als Effekt neuen Wohlstands, der sich verändernden Materialität des Abfalls, der technischen Anpassung der Entsorgungssysteme und letztlich der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Müll als Umweltproblem. Das erklärte Ziel der Untersuchung ist es, »die Entwicklung der westdeutschen Abfallwirtschaft« zu »rekonstruieren«. Darunter versteht Köster nicht nur den Markt kommunaler und privater Entsorgungsunternehmen, sondern vielmehr einen »Überbegriff für die Institutionen, Praktiken und Semantiken«, die mit der Müllfrage einhergingen. Diese Reihung ist nicht nur als Aufzählung, sondern auch als Abstufung zu verstehen, denn der Autor fokussiert vor allem institutionelle Akteure und technische Infrastrukturen. In seiner

angedeuteten holistischen Programmatik wendet sich Köster dabei dezidiert von diskursanalytischen Ansätzen wie Reiner Kellers *Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen* (1998) ab. Im gleichen Atemzug kritisiert er Sonja Windmüllers kulturwissenschaftliche Untersuchung *Die Kehrseite der Dinge* (2004) für ihren »Mangel an empirischer Fundierung«. Köster lehnt monokausale Erklärungen ebenso ab wie ein »kulturkritisches« Narrativ, das Müll als Phänomen eines fehlgeleiteten Konsumverhaltens und als Ausdruck eines mangelnden Umweltbewusstseins erfasst. Warum in seiner Analyse des Abfallproblems sozialdisziplinarische Dimensionen des Umgangs mit Müll, die ebenso Teil der Umweltgeschichte sind, wenig Beachtung finden, bleibt unklar.

Im Umgang mit Abfällen sieht Köster einen komplexen sozialen Aushandlungsprozess am Werk. In seiner akribischen Untersuchung verschiedener Akteursgruppen, technischer Infrastrukturen und wirtschaftlicher Entwicklungen folgt die Analyse dabei einer Perspektive ›von oben‹. Diese fängt im besten Fall Kollektivakteure wie Gewerkschaften ein, richtet sich jedoch überwiegend auf Expertenkreise, Verwaltungen und die Politik. Umweltpolitische Forderungen von Bürgerinitiativen oder Gemeinden, die in der anglo-amerikanischen Forschung unter dem Schlagwort *environmental justice* firmieren, treten in Kösters Darstellung überwiegend als Statisten und nur sehr kurz in Hauptrollen auf, wie etwa während der Proteste gegen Müllverbrennungsanlagen und Zentraldeponien.

Kösters Interesse gilt vielmehr strukturellen Aspekten, was auch mit dem problemorientierten Aufbau der Studie zusammenhängt. Nach der Einleitung geht der Band zunächst auf die »Produzenten des Mülls« ein. In diesem Abschnitt setzt er die Ursachen des gesteigerten Müllaufkommens, wie neue Konsum- und Wegwerfgeohnheiten, mit wohnungsbaulichen Veränderungen, wie der Einführung von geschlossenen Zen-

tralheizungen, in Verbindung. Reaktionen der Kommunen und Veränderungen in der »Müllsammlung« bilden den zweiten Schwerpunkt. Das Herzstück der Arbeit stellt der anschließende Teil zum »Problem der Entsorgung« dar. Hierin spannt Köster sehr überzeugend einen Bogen von den Anpassungen westdeutscher Entsorgungsbetriebe über legislative Debatten hin zu Umweltbewusstsein und Abfallkrisen. Er schildert kenntnisreich den semantischen Wandel von der Abfall**bes**eitigung zur Abfall**w**irtschaft, die Alternativen zu den Verbrennungs- und Deponierungsverfahren sowie Grenzen der Planbarkeit. Demgegenüber fallen die »Wege aus der Nische«, die auf die private Entsorgungswirtschaft eingehen, vergleichsweise knapp aus, ehe der Band abschließend die Entwicklung »von der Altstoffsammlung zum Recycling« in den Blick nimmt.

Die thematischen Kapitel wiederholen stets dieselbe Chronologie: Auf eine kurze Vorgeschichte, die jeweils Brüche und Kontinuitäten zu ersten Bemühungen der »ordnungsgemäßen Sammlung und Entsorgung« im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts aufzeigen soll, folgt sodann die Entwicklung der Nachkriegszeit, zum Teil bis in die 1990er-Jahre. Diese Struktur erlaubt Köster eine konzentrierte Analyse verschiedener Problemfelder und ihrer jeweiligen Entwicklung. Gleichzeitig drängt sich aber die Frage auf, ob sich beispielsweise in den 1980er-Jahren zwischen fortschreitender Arbeitsrationalisierung, Krisen der Abfallentsorgung und Implementierung des Hausmüll-Recyclings direktere Zusammenhänge herstellen ließen.

Das zunehmende Abfallaufkommen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erklärt Köster mit einer Angleichung der Lebensstile und des Konsumverhaltens zwischen Stadt und Land. Während sich Elemente des Massenkonsums schon Ende des 19. Jahrhunderts in Städten fanden und diese elaborierte Entsorgungssysteme einrichteten, erfolgte eine vergleichbare Entwicklung

im ländlichen Raum erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Den fünf Jahrzehnten westdeutscher Müllgeschichte schreibt Köster einprägsame Charakteristika zu. Während die 1950er-Jahre von der Rückkehr der Stadtreinigungsämter zu den Vorkriegskapazitäten und noch stark von stadthygienischen Prämissen geprägt waren, stellten die 1960er eine »Sattelzeit« abfalltechnischer Entwicklungen« durch dramatisch steigende Abfallmengen und einen generationellen Wechsel auf Expertenebene dar. Damit gingen auch ein technisches und politisches Umdenken sowie die Gründung neuer Institutionen und Interessenverbände einher. Müll war nicht länger ein kommunales Problem, sondern wurde mehr und mehr zur Aufgabe für Bund und Länder.

In den 1970er-Jahren erfolgte eine darauf reagierende »Verrechtlichung« auf Bundes- und Länderebene, die zum Teil das neue, globale Umweltbewusstsein innerhalb der Bevölkerung widerspiegelte und Abfall in einen größeren ökologischen Bezugsrahmen einordnete. Diese Verlagerung der Abfallfrage sieht Köster weder als Endpunkt des Wertewandels (vgl. Ronald Ingleharts *The Silent Revolution*, 1977 oder Helmut Klages' Essay »Die gegenwärtige Situation der Wert- und Wertewandelforschung«, 1992) noch als Kurzschlussreaktion auf die vermehrten Umweltprobleme der 1960er-Jahre (vgl. Joachim Radkaus Aufsatz »Was ist Umweltgeschichte?«, 1994). Vielmehr handele es sich um eine Kulmination beider Aspekte, die Köster, dem Umwelthistoriker Patrick Kupper (»Die 1970er Diagnose«, 2003) und dem Wirtschaftshistoriker Hansjörg Siegenthaler (*Regelvertrauen, Prosperität und Krisen*, 1993) folgend, Effekte »fundamentalen Lernens« nennt. Abfall wurde mit anderen »Gefahren- und Risikofeldern« der Zeit verknüpft und damit Teil einer stark emotionalisierten Debatte, die sich, untermauert durch wachsende Wissensbestände und angetrieben von Giftmüllskandalen, gegen etablierte Entsorgungswege (Deponieren oder Verbrennen) wandte.

Kösters Studie ist dort am stärksten, wo sie die unterschiedlichen Ebenen der Untersuchung in ihrer Wechselwirkung konkret abbilden kann. Ein gutes Beispiel, wie etwa organisatorische Anforderungen, soziale Aushandlungen und technische Notwendigkeiten ineinandergriffen, stellt die Einführung des MGB 1,1 dar. Dieser in Deutschland allgegenwärtige Müllcontainer diente als Kompromisslösung zwischen dem Bedürfnis der Entsorger nach einem großen Fassungsvermögen und verträglichen Alltagspraktiken für die Haushalte.

An Beispielen wie diesen verdeutlicht der Band, wie dynamisch und kontingent die Wege in die »Müll-Krise« verliefen. Mit *Hausmüll* liefert Roman Köster einen grundlegenden Beitrag zur Wirtschafts- und Umweltgeschichte der alten Bundesrepublik und eröffnet somit eine informierte Debatte über die Müllhaufen in der Geschichte.

BJÖRN BLASS (BERLIN)

Better Active than Radioactive

Andrew S. Tompkins, Better Active than Radioactive! Anti-Nuclear Protest in 1970s France and West Germany (Oxford Historical Monographs), Oxford (Oxford University Press) 2016, 284 S., 17 Abb., 65,00 £

Bereits seit einigen Jahren erfreut sich die Geschichte der Umwelt- und Anti-AKW-Bewegungen großer Beliebtheit. Inzwischen liegt eine ganze Reihe von Beiträgen vor, die diese und angrenzende Themenfelder sowohl von geschichts- als auch von sozialwissenschaftlicher Seite beleuchten. Exemplarisch verwiesen sei auf die zeithistorischen Studien von Jens Ivo Engels und Ute Hasenöhl sowie zwei Bücher des Soziologen Andreas Pettenkofer. Dementsprechend stellt sich beim Erscheinen neuer Darstellungen immer auch die Frage, was dem bisher Gesagten noch hinzuzufügen ist. Dieser Herausforderung muss sich auch das im Jahr 2016 erschienene Buch von Andrew Tompkins

stellen. Im Mittelpunkt steht der Protest gegen die zivile Nutzung der Kernenergie in den 1970er Jahren in Westdeutschland und in Frankreich. Der Autor stellt die transnationalen Austausch- und Vernetzungsprozesse zwischen den Bewegungen beiderseits des Rheins in den Mittelpunkt und schreibt eine konsequente »Geschichte von unten«. Seine Kernquelle bilden *Oral-History-Interviews* mit insgesamt fast siebzig Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Ergänzt werden sie um bewegungsinterne Zeitschriften und graue Literatur sowie Materialien aus zahlreichen Archiven. Durch diesen Zuschnitt ergibt sich zwar die eine oder andere Überschneidung zu der ebenfalls kürzlich erschienenen und in etwa zeitgleich entstandenen Dissertation von Stephen Milder, der zudem auch einen Schwerpunkt auf die badisch-elsässische Grenzregion legt und Zeitzeugeninterviews einen großen Stellenwert einräumt. Dennoch handelt es sich bei beiden Untersuchungen um Analysen eigenen Rechts, konzentriert sich Milder doch auf die westdeutsche Anti-AKW-Bewegung und fragt vor allem nach deren Bedeutung für veränderte Vorstellungen von Demokratie. Um die Antwort auf die eingangs gestellte Frage also gleich vorwegzunehmen: Die Studie von Andrew Tompkins überzeugt sowohl durch ihre alltagshistorische Perspektive als auch ihren deutsch-französischen Zugriff und bietet dadurch einerseits einen wertvollen ergänzenden Blick auf die bisher bekannte Geschichte der Anti-AKW-Bewegungen in beiden Ländern, andererseits aber auch eine Reihe neuer Einsichten.

Die Darstellung folgt einem Dreischritt: In den ersten beiden Kapiteln wird zunächst, als knapper ereignisgeschichtlicher Überblick, eine transnationale Protestgeschichte seit den 1970er Jahren samt souveräner Einordnung in die Forschungslandschaft umrissen. Dann werden überblicksartig die Akteure und deren Motivationen sowie Traditionen des Protests gegen die zivile Nutzung der Kernenergie geschildert. Dies geschieht differenziert und mit Vorsicht

gegenüber eingefahrenen Stereotypen und (zeitgenössischen) Narrativen, wie etwa einer häufig unkritischen »Erfolgsgeschichte« mit Blick auf den bundesdeutschen Fall. Die drei folgenden Kapitel bilden den Kern der Analyse. Sie rekonstruieren als erstes die grenzüberschreitenden Netzwerke des Protests, betonen anschließend seine lokale und häufig auch rurale Dimension und loten schließlich die unterschiedlichen Haltungen und Überzeugungen verschiedener Protestgruppen zur Gewaltfrage aus. Dabei betont Tompkins anstatt deutlicher Gegensätze zwischen zwei getrennten Lagern – hier die Befürworter, dort die Gegner von Gewalt – vor allem die Überschneidungen und Grauzonen. Der abschließende chronologische Ausblick verfolgt die weiteren Lebenswege von Aktivist:innen und fragt danach, was von den Protesten blieb, ohne eine eindimensionale Skala von Erfolg und Misserfolg anzulegen, zumal der Autor richtigerweise darauf hinweist: »As in many other protest movements, anti-nuclear opponents measured their own success not exclusively in terms of policy change, but morally, in terms of acting in accord with their principles.« Diese Politik der kleinen Schritte hebt auch seine Interviewpartner immer wieder hervor. Zudem wird deutlich, wie vielfältig und langfristig die damaligen Protesterfahrungen ihre Akteure geprägt haben.

Dennoch taucht auch bei Tompkins der Aufstieg grüner Parteien als eine Art Zielpunkt der historischen Entwicklung am Horizont auf und damit auch die Frage nach den politischen Effekten und Resultaten der Protestbewegungen. Die einer solchen Perspektive zumindest für den deutschen Fall immanent innewohnende Erfolgserzählung stellt sein Buch jedoch mit guten Argumenten infrage. Er will die Geschichte der Anti-AKW-Proteste nicht von ihrem (aktuellen) Ende beziehungsweise Ergebnis her beschreiben. Den relativen Erfolg oder Misserfolg grüner Parteien in Deutschland oder Frankreich weist er stattdessen als heimlichen Fluchtpunkt zurück. Stattdessen arbei-

tet die Studie nicht nur die Ähnlichkeiten der Akteure beiderseits des Rheins heraus, sondern rückt deren Kooperationen und Verflechtungen, mithin das transnationale Moment, in den Mittelpunkt. Die in der Rückprojektion heutiger Unterschiede häufig besonders deutlich gezeichneten Kontraste zwischen Deutschland und Frankreich erscheinen dadurch weitaus weniger scharf und die 1970er Jahre mehr denn je als eine historische Situation mit offenem Ausgang.

Diese Analyseperspektive führt zudem deutlich vor Augen, wie sehr die Kategorie des Nationalstaats für die damaligen Akteure im Protest- und Bewegungsalltag in den Hintergrund rückte. Ein wichtiges Momen war dabei der Wunsch, innerhalb der Anti-AKW-Bewegungen die lange Konfliktgeschichte zwischen Deutschland und Frankreich zu überwinden. Gleichzeitig lernten die Protestierenden ein regelrechtes »Spiel« mit den Grenzen, gerade auch, um sich staatlichem Zugriff zu entziehen. Das war etwa der Fall, wenn alternative Radioprogramme für Frankreich von deutschem Boden aus gesendet wurden, wo die französischen Instanzen keinen Zugriff hatten. Solcherlei direkte transnationale Austauschprozesse fielen in der badisch-elsässischen Grenzregion naturgemäß besonders leicht und lassen sich auch aus der Rückschau sicherlich entsprechend gut rekonstruieren. Insofern verwundert es nicht, dass diese Region sehr großen Raum in der Darstellung beansprucht. Darüber hinaus nimmt sie systematisch Brokdorf, Grohnde, Gorleben und Kalkar auf deutscher Seite, sowie Südfrankreich mit Creys-Malville und Larzac als auch die Bretagne mit Flamanville, La Hague und Plogoff in den Blick.

Ohnehin wird immer wieder deutlich, welche (erneute) Bedeutung die Kategorie »Region« in den 1970er Jahren erlangte. Das ist für Frankreich noch einmal stärker zu unterstreichen als für Deutschland, wo das »Regionale«, in Verbindung mit dem »Ländlichen«, nicht derart umstritten und stellenweise regelrecht als »rückwärtig« verpönt war

wie im traditionell auf das hauptstädtische »Zentrum« ausgerichteten republikanischen Frankreich. In den 1960er und 1970er Jahren ist zu beobachten, wie diese vor allem von der politischen Linken vertretene Perspektive schrittweise differenziert wird. In der Anti-AKW-Bewegung, für welche die jeweilige Region einen zentralen Ankerpunkt darstellte, spiegelte sich dieser Wandel wider. So streicht der elsässische Aktivist Jean-Jacques Rettig die Bedeutung seiner Identität als Elsässer und des dort gesprochenen Dialekts heraus und erinnert sich an die damit verbundene Re-Politisierung dieser Kategorien wie folgt: »Before, we loved nature, we loved the milieu of our life. But now, we dared to say it and stand in the way, with our bodies in the street, in public.« Solcherlei Veränderungen innerhalb der Neuen Linken, die in dieser Zeit ohnehin zahlreichen Wandlungsprozessen unterworfen war, finden sich auch in der Bundesrepublik wieder. Zumindest Teile von ihr versuchten nun, sich auf den historisch belasteten Begriff der »Heimat« zu berufen und ihm eine positive Konnotation zu geben. Zudem übte gerade der »fremde«, als besonders »rural« und »unberührt« wahrgenommene Süden Frankreichs, so Tompkins, eine gehörige Attraktivität auf die nach »Authentizität« (Sven Reichardt) hungernden Alternativen aus, was mit vielerlei Stereotypen einherging. Gleichzeitig lässt sich in seiner Darstellung beobachten, was auch andere Autoren, etwa Jens Ivo Engels anhand des südbadischen Wyhl, herausgearbeitet haben: Im lokalen und regionalen Protestkontext lernten sich politisch, generationell und sozial ganz unterschiedlich geprägte Gruppen kennen und vielfach auch schätzen.

Durch die Konzentration auf Zeitzeugeninterviews dominiert notgedrungen aber auch die Innenperspektive der Bewegungen. Stellenweise hätte diese stärker um Meinungen und Perspektiven von außerhalb ergänzt oder gar konterkariert werden können. Obwohl der Autor keineswegs die Schattenseiten der Protestbiographien verschweigt und

die kritische Distanz zu »seinen« Akteuren wahrte, entsteht dadurch in wenigen Fällen ein fast schon »kitschiges« Bild der damaligen Protestsituation: »The mutual dependence of locals and outsiders was one source of tension among many within the movement, but activists learned that most problems could be smoothed over if people simply approached one another openly and connected with certain natural allies who could serve as intermediaries.« Dennoch ist es vor allem dieser Zugriff einer »social history of transnational protest«, die den Reiz und Ertrag der gut geschriebenen Studie ausmacht und gleichzeitig ihr Alleinstellungsmerkmal darstellt. Alles in allem handelt es sich bei Andrew Tompkins' Buch also um eine lezenswerte »Geschichte von unten« im besten Sinne, die eindrücklich vor Augen führt, welche fruchtbaren Perspektiven eine substantiell auf *Oral History* beruhende Studie herausarbeiten kann, die zudem einen konsequent transnationalen Ansatz verfolgt.

SILKE MENDE (MÜNCHEN)

107

Greening Democracy

Stephen Milder, Greening Democracy: The Anti-Nuclear Movement and Political Environmentalism in West Germany and Beyond, 1968–1983 (New Studies in European History), Cambridge (Cambridge University Press) 2017, 280 S., 23 Abb., 75,00 £

Der gesellschaftliche Konflikt um den Ausbau der Atomkraft in den 1970er und 1980er Jahren, den ja bereits zeitgenössische Sozialwissenschaftler und mit Joachim Radkau auch ein herausragender Historiker erforscht haben (*Aufstieg und Krise der deutschen Atomwirtschaft 1945–1975*, 1983; als *Aufstieg und Fall der deutschen Atomwirtschaft* 2013 neu aufgelegt), ist in den vergangenen Jahren zu einem vieldiskutierten Thema der Zeitgeschichte geworden. Die neuere Forschung brachte vielfältige neue Perspektiven – vor allem im Hinblick auf

Akteure, Ereignisse und die Überwindung des »methodologischen Nationalismus« (Ulrich Beck).

Analytisch besonders ergiebig und innovativ ist die Analyse des Atomkonflikts in transnationaler Perspektive. Praktisch zeitgleich erschienen zwei ausgezeichnete Studien, die den grenzüberschreitenden Anti-Atom-Protest am Oberrhein um das geplante Kernkraftwerk Wyhl zum Ausgangspunkt nehmen. So veröffentlichte Andrew Tompkins 2016 *Better Active than Radioactive! Anti-Nuclear Protest in 1970s France and West Germany*. Das Buch erzählt auf der Basis zahlreicher *Oral-History*-Interviews sehr überzeugend eine integrierte transnationale deutsch-französische Geschichte der Protestbewegung. Das hier besprochene Buch, Stephen Milders *Greening Democracy*, ist dagegen ein Beitrag zu einer umfassend transnational eingebetteten und durch vergleichende Perspektiven analytisch geschärften Geschichte der Bundesrepublik Deutschland der 1970er und 1980er Jahre.

Der Ausgangspunkt von Milders Studie ist die große Frage der deutschen Nachkriegsgeschichte: Wie entstand in Westdeutschland nach den Erfahrungen von Weimar und Nationalsozialismus eine funktionierende und stabile liberale Demokratie? Und: Wie wandelte und »demokratisierte« sich diese im Verlauf der Nachkriegszeit? Milder wendet sich gegen eine ältere, normative Sichtweise in der Forschung über soziale Bewegungen. Breakdown-Theorien kollektiven Handelns deuteten Protest als Versagen der demokratischen Ordnung. Zumindest sahen sie hierin ein Anzeichen für Schwäche und Gefährdung liberaler, repräsentativer Demokratie. Milder dagegen argumentiert, dass Protest und Konflikt zu einer neuen, offeneren und streitbareren und damit demokratischeren politischen Kultur in der Bundesrepublik seit den 1970er Jahren beigetragen hätten.

Milder fragt sich, warum so viele der Protestierenden gegen Atomkraftwerke ganz selbstbewusst die Zusagen der Demokratie

für sich in Anspruch nahmen. Sie kritisierten nicht nur das als autoritär wahrgenommene staatliche Vorgehen gegen Atomkraftkritiker, sondern zogen in Zweifel, dass die Durchsetzung von Atom-Standorten auch gegen den Willen der Bürger vor Ort demokratisch legitim sei. Hiervon ausgehend argumentiert Milder, dass das vielfältige bürgerschaftliche Engagement und die verschiedenen politischen Erfahrungen, die die Protestierenden machten, ihre Einstellung zur Demokratie und auch ihr Handeln in der Demokratie verändert habe. In der Folge habe dies auch die westdeutsche Demokratie insgesamt verändert und zu einer fundamentalen Demokratisierung des Landes beigetragen. Statt das Handeln ihrer gewählten Vertreter stumm zu akzeptieren, hätten Bürger gelernt, politische Entscheidungen und Strukturen – wie mögliche Interessenskonflikte des Landes Baden-Württemberg als Aufsichtsbehörde über den landeseigenen Energieversorger – zu hinterfragen und Methoden zu entwickeln, diese auf demokratischem Wege zu beeinflussen.

Milder argumentiert auf verschiedenen politischen Ebenen. Seiner Darstellung liegt eine beeindruckend breite Quellenbasis aus 23 staatlichen und nichtstaatlichen Archiven in Frankreich, Deutschland und der Schweiz zugrunde. Milder führte 29 *Oral-History*-Interviews mit zeitgenössischen Akteuren, von denen einige inzwischen verstorben sind. Neben publizistischen wertete er auch audiovisuelle Quellen aus. Gerade anhand dieser Materialien gelingt es ihm, die rasch einsetzende politische und ideologische Deutung der Ereignisse am Oberrhein aufzuzeigen. Filme, Bilder und sich erstaunlich schnell etablierende Narrative beeinflussten die Art, wie Akteure versuchten, das Beispiel Wyhl andernorts oft möglichst buchstabengetreu zu kopieren.

In sechs Kapiteln untersucht Milder den Weg von der regional-transnationalen und gleichzeitig sehr effektiv lokal verankerten Anti-Atom-Bewegung bis hin zur Entstehung der Grünen als politischer Partei. Diese

erst gab dem Anliegen der Atomkraftgegner eine politische Stimme in der repräsentativen Demokratie. Alle anderen Parteien in Bundestag und Landesparlamenten standen bis in die frühen 1980er Jahre fest zur Kernkraft, die sie für unverzichtbar für die Sicherung der Energieversorgung nach der Ölkrise hielten.

Milder untersucht in einem ersten Kapitel die Ursprünge der schweizerischen, deutschen und französischen Pläne für eine »Perlenkette« von Atomkraftwerken am Oberrhein. Die Sorge, beim Wettbewerb um das Kühlwasser, das »Vater Rhein« reichlich bereitstellte, zu spät zu kommen, ließ die Energieversorger in den frühen 1970er Jahren ihre Kernkraftprojekte, unter anderem in Fessenheim, Kaiseraugst und Wyhl, eilig vorantreiben. Gleichzeitig kooperierten die Stromversorger transnational mittels Kapitalbeteiligungen, um den Strom der Groß-Kraftwerke grenzüberschreitend zu vermarkten.

Grenzüberschreitend waren auch die Ursprünge des Protests gegen Atomkraftwerke. Im Elsass reichen diese bereits vor die offizielle Ankündigung des Baus von Fessenheim im Juli 1970 zurück. Die ersten Atomkraft-Kritiker entstammten der Friedensbewegung und trafen sich im Rahmen einer Veranstaltung des International Fellowship for Reconciliation (IFOR), das übrigens 1973 auch bei der Gründung der dänischen Anti-Atomkraft-Organisation OOA Pate stand. Amerikanische Wissenschaftler wie John Gofman informierten über nukleare Risiken. Von den etwa 1000 Demonstranten, die im April 1971 in Fessenheim an der bis dahin größten Demonstration gegen ein Kernkraftwerk in Europa teilnahmen, kamen ca. 150 aus Freiburg, sowie weitere aus den USA und Großbritannien. Im Gefolge kam es zu einer immer stärkeren Vernetzung über den Rhein hinweg, die sich gegen Projekte auf beiden Seiten richtete.

Im zweiten Kapitel zeichnet Milder die Entwicklung und Verankerung des Protests in der lokalen Bevölkerung in und um Wyhl

detailliert nach. Kühlwasser und Abwärme – nicht etwa Strahlungsrisiken – waren zunächst die wichtigsten Fragen, die die Bürger vor Ort bewegten. Die Winzer am Kaiserstuhl sorgten sich um ihre Weinernte, wenn – wie befürchtet – der Dampf aus den Kühltürmen ihre Weinberge in Nebel hüllen würde. Die ungeschickten Versuche von Experten der Landesregierung, diese Einwände wegzuwischen, wie zum Beispiel die Behauptung eines Meteorologie-Professors, Wein benötige gar nicht so viel Sonne, steigerten die Skepsis gegenüber der Regierung im fernen Stuttgart und dem landeseigenen Badenwerk. Ob diese die wirtschaftlichen Interessen der Bürger angemessen berücksichtigen würden, erschien zweifelhaft. Vor diesem Hintergrund begann auch eine stärkere transnationale Vernetzung, verbunden mit der identitätsstiftenden Imagination einer grenzüberschreitenden alemannischen Gemeinschaft beiderseits des Oberrheins.

Das dritte Kapitel widmet sich der Platzbesetzung in Wyhl, die Milder als lokal und transnational getragenen Import einer in Frankreich entwickelten Protestart deutet. Für Deutschland war eine Platzbesetzung dagegen ein neues Instrument. Das erkläre auch die enorme Aufmerksamkeit, die Wyhl in der Bundesrepublik erfahren habe. Wyhl avancierte geradezu zu einer Pilgerstätte für Protestlehrlinge.

Im vierten Kapitel zeigt Milder, wie Wyhl die Anti-Atom-Bewegung in Deutschland inspirierte: etwa bei Bauplatzbesetzungen in Brokdorf und Grohnde oder bei Massendemonstrationen. Allerdings nutzten sich diese Instrumente rasch ab, weil auch die Polizei das Beispiel Wyhl studiert hatte und sich entsprechend rüstete. In Frankreich dagegen entwickelte sich der Anti-Atom-Protest in eine andere Richtung: Die versuchte Platzbesetzung in Malville 1977 mit einer großen Zahl ausländischer Protestierender endete tragisch mit dem Tod eines Demonstranten und gilt als Todesstoß für die französische Anti-Atom-Bewegung. Milder zeigt aber, dass in Frankreich dennoch viele unterein-

ander vernetzte, lokale und regionale Initiativen recht erfolgreich darin waren, Atomanlagen vor Ort zu verhindern.

Kapitel fünf zeichnet nach, wie Anti-Atom-Aktivist:innen in Frankreich und Deutschland nach Malville und angesichts des abnehmenden Erfolgs von Protesten nach neuen, effektiveren Wegen suchten, ihrem Anliegen Gehör zu verschaffen. Eine wichtige Möglichkeit war, sich an Wahlen zu beteiligen. Angesichts des Mehrheitswahlrechts in Frankreich war dies besonders schwierig und gelang vor allem auf der lokalen Ebene. In Deutschland boten Verhältniswahlrecht, Föderalismus und Wahlkampfkostenerstattung optimale strukturelle Bedingungen für den Aufbau von »Grünen Listen«.

Im sechsten und letzten Kapitel nimmt Milders Geschichte eine gleichsam ironische Wendung. Die ersten Europawahlen von 1979, bei denen transnationale Vernetzungen und Ideale einer neuen europäischen Demokratie zentrale Ideale der neuen Grünen Parteien waren, trugen sehr effektiv zu deren Nationalisierung bei. Hatte die Grüne Spitzenkandidatin Petra Kelly Wyhl als Aufbruch zum Aufbau eines besseren Europas von unten gedeutet, getragen von der Idee einer transnationalen europäischen Demokratie, nutzten andere in der jungen Grünen Partei die großzügige deutsche Wahlkampfkostenerstattung für die Finanzierung von Länder- und Bundestagswahlkämpfen und verweigerten sich der Finanzhilfe für die französischen Grünen, die aufgrund ihres nicht ausreichend hohen Wahlergebnisses die im Wahlrecht vorgeschriebene hinterlegte Garantiesumme nicht zurückerstattet bekamen. Mit diesen Investitionen in die nationale Politik legten sie die Grundlage für die Etablierung der Grünen Partei in Deutschland. Obwohl das Bekenntnis zu Europa Teil der DNA der Grünen ist, war die Selbst-Nationalisierung so erfolgreich, dass die transnationalen Ursprünge weitgehend in Vergessenheit geraten sind. Milders Verdienst ist daher auch, diese wieder ans Licht zu bringen.

Greening Democracy ist ein höchst gelungener Beitrag zur Zeitgeschichte, zur Gesellschafts- und Demokratie-Geschichte und zur politischen Umweltgeschichte in Deutschland und Europa. Stärken resultieren vor allem aus der überzeugend durchgeführten Verbindung transnationaler und vergleichender Perspektiven. Milders zeigt im Vergleich, wie sich vom gemeinsamen Ausgangspunkt am Oberrhein unter unterschiedlichen nationalen Rahmenbedingungen politische Partizipation in verschiedene Richtungen entwickelte. Aus der transnationalen Perspektive lernen wir, wie Zusammenarbeit und Transfers über Grenzen für gesellschaftliche Akteure effektiv und innovativ waren, aber auch, wie rasch sich diese abnutzten. Konzeptionell hat die Arbeit zwei kleine Schwächen. Der Begriff liberale Demokratie, der zentral für Milders Fragestellung ist, wird nie gründlich definiert. Auch die Kritik an den »Neuen Sozialen Bewegungen« rennt längst geöffnete Türen ein. Konzeptionelle Stärken liegen aber in der Anwendung neuerer analytischer Konzepte aus der amerikanischen Debatte über Politik und soziale Bewegungen, wie *Front Porch Politics*, auf den deutschen Fall. Milders spannende und empirisch reiche Studie sollte breites Interesse finden, gerade angesichts der Trends von Demokratie-Verachtung und Re-Nationalisierung. Sie sollte daher baldmöglichst auch in deutscher Übersetzung erscheinen.

JAN-HENRIK MEYER
(KOPENHAGEN/POTSDAM)